



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Strantz, Kurd von: Deutsche Abwehr einer Schweizer Verteidigung

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Hoffnung erfüllte sich nicht. Fast mehr noch als die Kirche hatte ihm immer seine Wissenschaft, die Theologie, am Herzen gelegen; ihr Erneuerer wollte er sein, und bei seinen Glaubensgenossen galt er eine Zeit lang dafür. Aber die Zeit der Theologie ist vorüber. Die orthodoxe Theologie kann und will nichts anderes sein als die Begründung und Erklärung von Sätzen, die ein- für allemal feststehen, also Scholastik, Kommentierung des Thomas von Aquin. Die freie theologische Forschung aber löst die Dogmatik auf, vernichtet also das, was man bisher Theologie genannt hat. Döllinger selbst hat je länger je mehr den theologischen Charakter abgestreift und ist reiner Historiker geworden. Möglicherweise stellen spätere Geschlechter einmal die Theologie wieder her aus den Bausteinen, die jetzt von den Forschern auf den Gebieten der Religionsphilosophie und Religionsgeschichte zusammengetragen werden, vorläufig ist von den Anfängen eines solchen Neubaus nichts zu bemerken. Vergebens hat Döllinger trotzdem nicht gelebt und gearbeitet; noch auf lange hinaus werden seine Bücher von den Studierenden als reiche Fundgruben wissenschaftlicher Erkenntnisse hochgeschätzt werden. C. J.



Deutsche Abwehr einer Schweizer Verteidigung



n meinen „Politischen Reisebetrachtungen aus dem deutschen Süden“ (Nr. 49 und 50 des vorigen Jahrgangs der Grenzboten) hatte ich meiner betrübenden Wahrnehmung über den nationalen Niedergang der Schweiz Ausdruck gegeben, die ihre deutsche Herkunft immer mehr zu vergessen schien. Darob große Entrüstung in den Schweizer Zeitungen und schwächliche Verteidigung meiner Ausführungen in der reichsdeutschen Presse oder auch kritiklose Verdammung, obschon ich die Politik absichtlich gemieden hatte, um nicht der kleinen, freiheitstolzen Republik gegenüber als fanatischer Monarchist zu erscheinen. Daß allein Bismarck die französische Republik vor dem monarchischen Angriff unter Mac Mahon gerettet und gerade das Deutsche Reich der nordamerikanischen Union trotz aller Flegelleien besondere Freundschaft erwiesen haben, sei nur beiläufig erwähnt, wir haben ja im Deutschen Reiche in den Hansestädten auch Republiken, die sich in ihrer Regierungsform von den Schweizer Kantonen kaum unterscheiden. Auch die Grenzboten verzuckerten in Nr. 8 dieses Jahrgangs in ritterlicher Weise die Bille, die ich den Schweizern als lautere, aber bittere Wahrheit unter vollster Anerkennung ihrer guten Eigenschaften gereicht hatte, um sie aus der natio-

nen Gleichgiltigkeit zu rütteln. In Nr. 19 hat ein zweifellos deutschgesinnter Schweizer darauf geantwortet. Im Vergleich mit den groben Schmähungen und Verdächtigungen, mit denen mich seine heimatliche Presse überschüttet hat, klingt seine Rede wie eine Friedensschalmei und sticht in der liebenswürdigen Form vorteilhaft von den sonstigen Jornesergüssen ab, die nicht einmal eine Entschuldigung oder Erklärung der vaterlandslosen Fremdenliebe der deutschen Schweizer versuchen, geschweige denn mich in irgend einer Hinsicht sachlich widerlegt hätten. Ich glaubte deshalb auch eigentlich keine Erwiderung nötig zu haben, aber die deutsche Gesinnung und die sachliche Sprache des schweizerischen Gegners veranlaßt mich doch zu einer Prüfung seiner umfänglichen und wohl gewählten Verteidigung.

Das Deutsche Reich der Gegenwart ist geschichtlich das arg verkleinerte Mutterland des deutschen Volkstums in Europa. Die heutige Schweiz ist ein Teil des alemannischen Stammherzogtums, und zwar nicht bloß die jetzige fälschlich so genannte deutsche Schweiz. Alemannien reichte über die Alpen bis zum Langensee, und erst Genf war die burgundische, romanisierte Grenzstadt, also das einzige romanische Stückchen Erde der Schweiz. Das Nordufer des Lemanses war rein deutsch; die burgundischen, also doch germanischen, Reste sind mit den alemannischen Einwandern verschmolzen. Trotz dieser nationalen Sachlage schreibt der Herr Verfasser wörtlich: „Die französische Sprache ist einem großen Teil der Deutschschweizer die liebste nächst dem geliebten Schweizerdeutsch. Man trifft mehr Bauern, die ordentlich französisch, als solche, die geläufig hochdeutsch sprechen.“ Er weiß als Sprachkennner, daß das Schweizerdeutsch die alemannische Mundart des Hochdeutschen ist, wie sie auch in Baden und im Elsaß gesprochen wird. Freilich ist das Schweizerdeutsch sehr vielgestaltig und wird anders im Üchtlande als im Prätigau gesprochen. Ein einheitliches Schweizerdeutsch giebt es kaum. Ich halte es aber unter sicherer Zustimmung des Verfassers für hochdeutsch; er deutet freilich die betäubende Thatsache an, daß sich der Schweizer nur noch mundartlich, dagegen nicht in reinem Hochdeutsch mündlich ausdrücken kann, obwohl es seine Schriftsprache ist. Sollte er vielleicht auf die Niederlande, Belgien und Holland hinweisen, so darf ich wohl diesen Einwand, den er aber als gebildeter Deutscher auch im Ernst gar nicht erheben würde, hierbei gleich erledigen. Die Sprache der Niederlande ist niederdeutsch und nicht bloß mundartlich; auch hat sie eine eigne Schriftform; unser reichsdeutscher Norden ist ebenfalls niederdeutsch, und die heimatliche Mundart wird dort mit Liebe gepflegt. Welcher gebildete Deutsche hat nicht seinen Keuter und Klaus Groth gelesen? Aber der Herr Schweizer stellt selbst fest, daß sich seine Landsleute, die nicht einmal ihre eigne hochdeutsche Muttersprache ordentlich reden können, mit Vorliebe des fremden Französischen bedienen. Wenn er meint, daß selbst die Bauern eine Neigung zum Französischen hätten, so mag er nur gütigst ver-

zeigen, wenn ich ihm aus eigener langjähriger Erfahrung verrate, daß es mit der französischen Sprachkenntnis der Bauern nicht weit her ist. In der sogenannten Vorschweiz, wohin sich des Touristen Fuß selten verliert, und wo doch der größte Teil der Bevölkerung wohnt, radebrecht er vielleicht etwas welsch; eine Kellnerin kann sich sogar leidlich verständlich machen, aber von Geläufigkeit ist nicht die Rede. Dagegen muß ich dem Herrn Schweizer den Schmerz bereiten und erwähnen, daß ich auch das Französisch des gebildeten Schweizers entsetzlich finde. Meine diplomatischen Bekannten in der Schweiz haben mir dies auch bestätigt, und solche Leute pflegen doch ein feines Sprachgefühl zu haben. In Deutschland sind mit Recht die Bonnen aus der französischen Schweiz wegen ihrer schlechten Aussprache verrufen. Ich habe ein Semester in Lausanne gelebt und mußte nachher in Paris mühsam die schlechten schweizerischen Sprachgewohnheiten wieder ablegen. Darin zeigt sich aber das Deutschtum selbst der französischen Schweiz, und ich freue mich dieser Thatsache, die ja keine Schande für die Schweiz ist. Der reichsdeutsche Alemanne und Schwabe, die dem Schweizer am nächsten stehn, mißhandeln ebenso das Französisch.

Schlimm ist dagegen das politische Glaubensbekenntnis, das der Verfasser entwickelt. Er ist doch sicher ein Kenner der Geschichte, der außer Treitschke und Sybel auch Laine und sonstige unparteiische französische Geschichtschreiber gelesen hat. Will er im Ernst Bonaparte als uneigennütigen Freund und Retter aus der Not hinstellen, ihn, der die Schweiz einfach zu französischen Departements gemacht und die Freiheiten der einst so stolzen Eidgenossenschaft mit Füßen getreten hat? Die Lilienkönige nahmen bloß das edelste Blut der kriegerischen Schweiz, ohne die Landesgrenzen anzutasten, denn die alemannischen Brüder im Reiche waren damals bequemer ins fremde Joch zu spannen. Auch reizte das rauhe Gebirgsland die Bourbonen weniger als das reiche Elsaß. Bei der Befiegung des Korfen besetzte Deutschland, zu dem damals noch Österreich gehörte, die Schweiz und hatte sie bedingungslos in seiner Hand.

Das alte Reich hatte sich nie um die Schweizer Tochter gekümmert, der das Reich kaum etwas zu Leide gethan hatte. Daß die Schweizer ihr eingebornes Dynastengeschlecht, die Habsburger im Aargau, verjagt hatten, ging das Reich selbst nichts an. Als die Habsburger später den deutschen Kaiserthron bestiegen, legten sie kaum noch großes Gewicht auf die Zurückgewinnung der Heimat. Ihre Hausmacht konnte des armen, schwer regierbaren Landes entraten, das ihnen selbst übrigens die besten Söldner stellte. Kaiser Max und Karl V. ließen ihre frühern Landsleute mit Vorliebe für Habsburgs Banner fechten und bluten. Die Schweizer Freiheit mit ihrem Fürstenhaß fand ihr Gegenstück in den stolzen friesischen Bauern, in der Unabhängigkeit der nördlichen Niederlande und in den freien Reichsstädten und -Dörfern. Auch das alte Reich vereinigte in seinem Verbande Fürstentum, freies

Bürgertum und freie Bauernschaften. Die alte Schweiz selbst war so echt deutsch, daß sie sogar im kleinen das böse Abbild der elenden Kleinstaaterei bot, die man hier nun den Kantönligeist nennt. Die Freiheit war nicht demokratisch, sondern aristokratisch. Das harte Patrizierregiment der Erlach, Mülinen, Wattenwyl usw. stand der fürstlichen Herrschaft im Reiche ebenso wenig nach, als dies deren uradlicher Stammbaum that. Die schließliche Unabhängigkeit der Eidgenossenschaft vom alten seligen Reiche im Westfälischen Frieden war keine Folge der Kraft der Schweizer Bauern unter ihren edelmännischen Führern, sondern der Schwäche des kranken Reichskörpers, denn alle stärkern Glieder waren thatsächlich vom Ganzen unabhängig; dies hat nachher auch der Reichsdeputationshauptschluß von 1803 staatsrechtlich ausgesprochen.

Frankreichs Schuldposten behandelt der Herr Schweizer trotz seiner sicherlich genauen Sachkenntnis allzu parteiisch. In den Burgunderkriegen hat schon das welsche Nachbarreich seine Hand nach der Schweiz ausgestreckt, denn Karl der Kühne war der thatsächliche Gebieter Frankreichs. Sodann wurde sie das Rekrutendepot der Bourbonen, die allmählich auch auf diese Weise die Westschweiz verwelichten. Freilich schützte noch der Berner Bär mit kräftiger Pranke die westlichen Unterthanenlande. Aber kaum fiel die Berner Herrschaft, so begann mit der helvetischen Republik von Frankreichs Gnaden, den Schweizer Departements des kaiserlichen Reichs und endlich mit dem Bundesstaate von Saharpes Waterschaft mit Unterstützung der russischen Knute die Vorbereitung zur Angliederung an Frankreich, das Wallis an sich gerissen hatte; und noch Napoleon III. annektierte Savoyen, ohne die vertragsmäßige Neutralität der Uferlandschaft des Genfer Sees zu beachten! Die Akten am Quai d'Orsay in Paris würden erbauliche Aufschlüsse darüber geben, wie oft Anschläge auf die Schweiz von den französischen Machthabern geplant worden sind. Daß man sogar Bismarck das Land für Elsaß-Lothringen überlassen wollte, kann doch kaum die französischen Sympathien der Schweizer erwecken. Freilich wollte der größte Deutsche unsrer Zeit das „wilde“ Land gar nicht, und auch seine mildern Nachfolger im Amte werden der kleinen Schweiz gewiß nicht das Lebenslicht ausblasen. Wir können sogar verraten, daß uns schon strategisch dieser Zuwachs gar nicht passen würde. Wir wünschen bloß eine Schweiz, die sich ihres angestammten Volkstums bewußt ist und sich nicht mit heißer Inbrunst ohne einen Funken von Nationalgefühl ruhig verwelichen läßt. Aber der Herr Schweizer, der so liebevoll und hochherzig von Frankreich denkt, glaubt zum Beweise der schlechten Absichten der deutschen Regierungen ihren angeblichen Hochmut gegen die armen Schweizer als höchsten Trumpf auszuspielen. Denkt er dabei vielleicht an den schwachen Friedrich Wilhelm IV., der sein Erbrecht auf sein Schweizer Fürstentum aufgab, obgleich die Neuenburger Demokraten ihn in seiner Königshre schwer gekränkt hatten?

Ober an den schrecklichen Bismarck? Als die Schweizer Kantonspolizei offen und pflichtwidrig den reichsdeutschen Sozialdemokraten Vorschub leistete, richtete der Reichskanzler einige unfreundliche Noten an den Schweizer Bundesrat, was sich doch wohl der Vertreter der ersten Militärmacht der Welt und des stammesgleichen Landes erlauben durfte. Die Schweizer Regierung kam dem gerechtfertigten Ansinnen auch willig nach, und siehe da, auch die Kantonspolizei sieht den Sozialisten und Anarchisten jetzt scharf auf die Finger. Eigentlich müßten die staatsbehaltenden Parteien der Eidgenossenschaft dem großen Landsmann aus dem Reiche ein Denkmal setzen, da er das vollbracht hat, was der kleine Staat aus eigener Kraft nicht selbst hätte ausführen können. Der unselige, freilich echt deutsche Sondergeist der Kantone mußte vor der Zentralgewalt kapitulieren. Es ist eben dieselbe Kleinstaaterei wie bei uns, wo auch der Partikularismus die Staatseinheit so lange verhindert hat.

Bismarck hatte zu seinem Vorgehen indessen einen besondern völkerrechtlichen Grund. Die „freie“ Schweiz ist völkerrechtlich leider gar nicht frei, sondern steht gleich Belgien als neutrales Land unter der immerhin lästigen Aufsicht der Garanten ihrer Neutralität, wozu auch Deutschland (Preußen) gehört. Das tapfere Schweizervolk, das einst die Schlachten Europas schlug, hat es sich von seinen Beschützern auf dem Wiener Kongreß und zwar besonders von England, Frankreich und Rußland gefallen lassen müssen, daß ihm das Kriegs- und Bündnisrecht genommen wurde. Dafür verzichteten die freundlichen Garanten großmütig auf das Recht, die Schweiz anzugreifen. Diese Klausel galt Frankreich, was man vielleicht in der Schweiz vergessen hat. Das Land steht dadurch unter europäischer Kontrolle und hat ein wesentliches Souveränitätsrecht eingebüßt, denn es hat kein Kriegs- und Bündnisrecht. Die arme Schweiz durfte deshalb neben sonstiger allgemeiner völkerrechtlicher Verbindlichkeit, die man freilich auch als ganz gewöhnliche Anstandspflicht bezeichnen kann, kein Sympathiebündnis mit der deutschen Sozialdemokratie eingehn. Daß Bismarck die Schweiz nicht lieben konnte, war natürlich, da man seinem frühern König, der als Herrscher des zugewandten Orts Neuenburg auf der alten Tagsatzung zugleich Schweizerbürger und nach der neuen Bundesverfassung vollberechtigtes Glied der Eidgenossenschaft gewesen war, ohne jeden staats- und völkerrechtlichen Grund einfach den Stuhl vor die Thür gesetzt hatte. Der königliche Nachfolger duldet sodann ruhig die drei Stadtrepubliken im Reiche; sein großer Minister ist sogar der besondre Liebling Hamburgs gewesen. Kein Garant hätte damals widersprochen, wenn das mächtige Deutschland die ungezogene Gebirgstochter als Bundesstaat einverleibt hätte, die ihm Frankreich selbst für die Reichslande angeboten hatte. Jetzt ist die Reichsregierung sogar von gekliffentlicher Höflichkeit gegen den kleinen Nachbar, der nun endlich seine internationale Pflicht erfüllt. Selbst beim Muehlmord der österreichischen Kaiserin wurde freilich noch festgestellt, daß sich die beiden beteiligten Kantons-

polizeibehörden nicht gegenseitig verständigt hatten. Der Takt und die würdevolle Trauer des Bundesrats wie der Genfer Kantonsregierung beseitigten aber diesen Mißton, und vielleicht schafft der Bund auch darin Abhilfe, wie nach Bismarcks Vorstellung.

Angefichts dieser Thatfachen ist freilich der zugestandne Deutschenhaß und die würdelose Fremdenliebe unverständlich. Daß sich der Schweizer nicht als Deutscher fühlt, sondern als eignes Natiönchen in Gemeinschaft mit dem verwelschten Bruchteil des Westens und somit auf dem besten Wege ist, bei seiner nationalen Schwäche eines Tages als Franzose aufzuwachen, ist nicht nur eine verzeihliche Großmannsucht des Zwerges, sondern bedeutet noch eine bedauerliche Herrschaft der politischen Phrase und Geschichtsfälschung, die im übrigen Europa längst überwunden ist. Die fortschrittliche Schweiz ist leider rückständig geblieben. Für die längst gewonnene politische Freiheit begeistert sich kein Mensch mehr. Um nationale und soziale Fragen dreht sich jetzt alles in der politischen Welt, und mit Recht. Der Herr Schweizer erkennt richtig, daß bei der bestehenden Volksherrschaft in der Eidgenossenschaft jeder Bürger ein *ζῶον πολιτικόν* ist oder vielmehr sein muß. In dem kleinen Rahmen der Schweiz ist eine solche Beschäftigung mit den öffentlichen Dingen auch möglich und zugleich unschädlich für die Gesamtheit. Die so viel bewunderte Schwesterrepublik jenseits des Jura kann sich das nicht erlauben. Dort herrscht noch das napoleonische Präfektursystem mit voller Schärfe. Freilich verträgt der Deutsche eine solche Zentralisation schwer, mag er nun im Reiche oder auf den Schweizer Bergen wohnen. Trotzdem bedeutet diese Einheitlichkeit des Staatswillens die größte Machtentfaltung eines Volkes. Sonst wäre auch das unruhige Frankreich längst in seinen innern Wirren niedergebrochen. Nur der latente monarchische Sinn der Franzosen mit der Allgewalt des Staats, dem alles in schöner Vaterlandsiebe geopfert wird, hält die Republik zusammen. Wo liegt da die Ähnlichkeit oder gar Gleichheit mit den Schweizer Zuständen? In der Schweiz herrscht noch die im Reiche überwundene, gründlich veraltete deutsche Kleinstaaterei, und vergeblich ringt der eingeführte französische Radikalismus danach, eine straffe Bundesgewalt herzustellen, die freilich der Schweiz nötig ist. Also auch in der politischen Gesinnung thut der Herr Schweizer Unrecht, Deutsche und Schweizer zu unterscheiden. Wir sind alle Kinder der gemeinsamen Mutter, innerhalb und außerhalb des neuen Deutschen Reichs. Das staatliche Band zwischen dem Deutschtum und den Welschen in der Schweiz ist nur dadurch haltbar, daß die Westschweiz gar nicht französisch, sondern bloß verwelscht ist. Ein reines Franzosentum hätte die deutschen Mitbürger längst aufgefressen. Freilich ist es eine Schande für unser Volkstum, daß die Verwelschung weitere, reißende Fortschritte macht. Dort liegt die zukünftige Aufgabe der Schweizer. Nicht das Gerede über politische Freiheiten, sondern der nationale Schutz des angestammten Volkstums ist die politische

Pflicht eines jeden Schweizer Bürgers. Nur des Deutschen Reichs gepanzerte Faust schützt das Land vor der französischen Einverleibung und damit auch die Schweizer „Freiheit“!

Zum Schluß möchte ich betonen, daß mir abgesehen von der echt deutschen nationalen Schwäche und vaterlandsfeindlichen Franzosenliebe der Schweizer in seiner knorrigen Art als süddeutscher Volksgenosse durchaus lieb und wert ist. Jeder deutsche Stamm hat seine Fehler. Ich glaube nicht, daß der alemannische Schweizer einen Vergleich zu scheuen hat. Politisch ist er sicherlich reifer als durchschnittlich der Reichsdeutsche, insofern er in seiner Demokratie einen regen Anteil am öffentlichen Leben nimmt. Nur müssen wir uns entschrieben verbitten, daß die Schweizer auf uns Reichsdeutsche als „Fürstene knechte“ hochmütig herabsehen, denn wir gestehn der Republik einen absoluten Vorrang vor der Monarchie nicht zu. Vielleicht wird auch der Schweizer noch national empfindlicher, als er jetzt ist. Der Österreicher hat in der Zeit der Bedrängnis auch sein deutsches Herz entdeckt. Die kosmopolitische Schwäche ist ein altes deutsches Übel, das durch die Trennung vom Reiche verschlimmert worden ist, und der Schweizer leidet seiner ganzen geschichtlichen Entwicklung nach am meisten an diesem Gebrechen. Zu seiner Heilung beizutragen war meine Absicht und ist unsre gemeinsame nationale Pflicht, die mit der leidigen Parteipolitik nichts zu schaffen hat.

Kurd von Stranz



Aus den schwarzen Bergen

3



enn ich Podgoriza, das nur zehn Minuten von der türkisch-albanischen Grenze und sieben Stunden Wagenfahrt von Cetinje entfernt im Süden des Landes liegt, mit irgend einer der Städte vergleichen sollte, in denen ich für kürzere oder längere Zeit gerastet habe, so würde ich Tiflis, die Hauptstadt von Transkaukasien, nennen. Hier wie dort das schmutzige, verfallende Viertel der ehemaligen Herren, hier der Türken, dort der Grusiner, Armenier und Perser, und daneben die moderne, europäische, junge Stadt, die Energie und Machtfülle der Russen in imponierendem Maßstabe aus dem Boden gestampft haben, als die montenegrinische Schwäche und Halbzivilisation in Podgoriza. In der östlichen wie der westlichen Stadt wohnen viele Völker wie in einen Schmelztiegel zusammengeworfen, aber durch Unterschiede der Rasse oder noch mehr der Religion verhindert, sich zu einem einigen Ganzen zu vermischen. Hier